

Berliner Plauderei.

Weingartner in Fürttenwalde. — Eh- rungen für den Dirigenten. — Frau Durieux will zur englischen Bühne übergehen. — Das Londoner Or- chester in Berlin.

Berlin, 16. Dezember 1912.

Am letzten Dienstag um sechs Uhr Nachmittags zogen wir zum vierten und letzten Male nach Fürttenwalde hinaus: Weingartner brachte dort seinen letzten Aufbruch von neuem Beetho- ven'schen Symphonien mit der achten und neunten zum Abschluß. Bald schon mußte ich die Fürttenwalde verlassen, in dieser ersten Winterhälfte zwischen Wien, Bamberg und Fürttenwalde umherzweilen durfte, nach Boston auf- brechen. Am Tage, da er in Fürtten- walde „Schluß machen“ wollte, reg- nete es in Berlin Windstößen. Heute wird der Weingartner doch ein letztes Haus haben, sagte ich zu einer lie- blichen Frau, als ich den Schirm auf- spannte und wir uns auf den Weg zum Bahnhof machten. Die „Coupes“ im Eisenbahnwagen waren überfüllt — trotzdem diesmal vier statt drei Extrazüge liefen — und es entwickelte sich eine Atmosphäre, der der Deutsche bald ein offenes Fenster wegen seiner sonalischen „Jug-Jucht“ kaum im Sommer — die man unwillen- schädlich aber desto treffender als „Aufforderung zum Einschloßen“ be- zeichnen kann. Tatsächlich mußten wir drei Mittelreife aufstehen, als sich unser Zug in den Bahnhof von Fürttenwalde einschaltete. Natürlich ver- liehen wir das Coupé mit geöffnetem Regenschirm, aber siehe da, es blin- telte sogar einige verschämte Sterne vom Abendhimmel hernieder. Weingartner meinte ganz fröhlich die Reisenden, die sonst, wenn näm- lich der Regen sie von Berlin nach Fürttenwalde begleitet hätte, auf den Anreger zu dieser Nachfahrt weniger gut zu sprechen gewesen sein würden.

Von dem Konzert selbst will ich nun weiter nichts sagen, als daß ich beim Antritt der Aufführung der achten und neunten Symphonie eingeschloßen ist, und daß nachher ein Julek los- brach, der alle vorzeitigen Schlaf- mühen im Weichhülle Fürttenwalde aus den Beinen getrieben haben muß. Was Weingartner mit dem letzten Satz der Neunten anstellte, nenne ich im vollen Bewußtsein der Wertbe- deutung „beispiellos“. Ich erinnere mich noch aus meiner frühen Jugend an die Aufführung der Neunten unter Anton Seidl und mit dem Leipziger Niels- verein; und nachdem habe ich sie viel- leicht zu oft, und zwar unter den berühmtesten Dirigenten, Klügel, Strauß u. a. gehört. Aber keine dieser Aufführungen gab auch nur einen Vorgeschmack von dieser hin- und um- weisenden Wirkung, die Weingartner in der Hand hat, einerlei wie die Hilfs- mittel beschaffen sind. Aber er hat ja auch bei Ihnen in Amerika bewiesen, daß er der Neunten mehr entlockt, als irgend ein Anderer, und wer damals der Aufführung in Carnegie Hall in New York beiwohnte, die Weingartner dirigierte, wird den Eindruck noch nicht völlig aus seiner Erinnerung los- gelassen sein.

Als überfüllter Saal, wundervolle Aufführung, beispiellose Ovationen. Auf der Heimfahrt wandelte Niemand der Schlaf an, trotzdem die Ueber- füllung wenigstens im ersten Zuge, noch viel größer war. Ich 3. A. habe während der anderthalbstündigen Rückfahrt zwischen Stilla und Gumbitz, oder vielmehr zwischen zwei beglückten alten Damen, sitzen müs- sen, bin aber weder rechts oder links hinabgeklungen.

Der Beweis war geliefert worden, daß es ein zahlreiches Publikum in Berlin giebt, das nicht auf den Diri- genten Weingartner verzichten möch- te. Wäre doch das erste Konzert in Fürttenwalde voll besucht gewesen und begeistert aufgenommen worden, hätte man sagen können: Seht ihr wohl, es war nur die Neugierde, die Zensur- schluss, was die Leute hinauszieht; das Ganze ist also eine Farce. Aber da die vier Konzerte in jeder Besie- gung eine Steigerung bedeuteten, da sich sogar Leute bereit erklärten, die spätere Konzentration für einen achttausend Mark für jedes Konzert zu bezahlen, wenn Weingartner sich ent- schließt, im nächsten Winter wenigstens vier Konzerte in Berlin zu geben, so können auch seine wühlerischen Feinde nicht wohl die Rede aufreißt erzählen, die Weingartner — Begeisterung sei eine „schamhafte“ Sache. Es ist vielmehr eine Sache tiefgeföhnten Bedauerns. Und am Abend nach dem Konzert trafen wir uns nun bei einem Bankett im Esplanade-Hotel, das zu Ehren Weingartner's veranstaltet wurde. Es wurde da gemunkelt, daß einige Leute, sogar Herren vom einflussreichen Komitee, im letzten Augenblicke ab- geschwenkt und weggeblieben seien, weil sie fürchteten, bei der hochmögenden Anwesenheit anzustoßen. Daß diese Vermutung zutrifft, glaube ich nicht, aber daß sie überhaupt aufgestellt werden konnte, kennzeichnet die Situation. Natürlich fehlen in der Tafelrunde die Bekanntheiten des „Lokalzeitungs“- verkehrs, das Berliner Tageblatt, das zum Beispiel mit seinem Chef- redakteur Theodor Wolf, und seinem Musikkritiker Dr. Leopold Schmidt, in die Bankett- Thaloche der Def- inition noch nicht verborogen geblie-

den. Man war bei diesem Bankett guter Dinge, keine Spur von Ge- reiztheit zeigte sich im Gegenheil, eine Art von Großmuth klang aus den Lippen heraus, wie es sich für Leute schickt, die in einem harten Kampfe endlich Sieger geblieben sind. Heinz Hans Giers nannte die Fürttenwalde- konzerte „Weingartner's Huf- rennen“, überhaupt fehlte es nicht an launigen Bemerkungen, aber hässliche- samen überhaupt nicht vor. Weingartner selbst behauptete, er sei auf die Novität stolz, die in diesen Konzerten enthalten sei. Vängt sei man davon gewöhnt, daß die Dirigenten, die die gesammten Orchester auf Konzerten be- stehen, aber daß auch das Publikum sich auf Konzerte begibt, die doch irgend etwas Neues, und dann er- wähnt er, meinte er müsse sich erst be- sinnen, ob es ihm nicht auch verboten sei, in Berlin eine Rede zu halten, aber glücklicherweise seien seine Reden ja keine Kunstwerke — und dabei redet er thatsächlich ausgezeichnet! — Deshalb danken sie auch nicht unter die verborgenen Ausübung seiner Kunst! fallen. Unter solchen darm- losen, leicht satyrischen Scherzen blieb man bis zum frühen Morgen zu- sammen, und da sich in der Gesellschaft Moser und Wulfer, Dichter und Ver- leger, Schauspieler und Kritiker, Kaufleute und Richter befanden, da die Tischgesellschaft höchst glücklich „gemischt“ war, hielt der Frohkind und die animierte Stimmung bis zum Schluß an. Wären die Musiker in der Majorität gewesen, würde das Bankett sicherlich so „harmonisch“ verlaufen sein. Ich warne überhaupt keine Berufsklasse, ein festliches Abend- essen unter Berufsgenossen allein ab- zuhalten.

In dem Bankett nahm auch Frau Durieux theil, zweifellos zur Zeit die interessanteste Schauspielerin Ber- lins. (Nagow kann das beweisen.) Das gab mir willkommene Gelegen- heit festzustellen, daß etwas Wahres an ihrer Abfahrt ist, sich früher oder später der englischen Bühne zu wid- men. Wie Sie diese Darstellerin no- dernen Theils in Amerika gebrauchen könnten! Und schon jetzt fürcht ich die English-Galänderin“ zurück. Aber wie schwieriger ist die Revertireffra- ge, was Frau Durieux zu spielen wünscht, wird dem englischen wie dem amerikanischen Publikum noch nicht so leicht eingehen. Ich rath ihr als An- fangsstück zu Dantons „Die- rection einer Kaiserin“. Aber freilich, der fernige Realismus möchte in man- chen Punkten doch „adaptirt“ werden, und dabei mag viel verloren gehen. Immerhin, auch das Repertoire wird sich finden lassen, und wenn dann al- les fix und fertig vorbereitet ist, können Sie sich auf einen eigenarti- gen Genus acht machen. Auch Frau Durieux' Gatte, der bekannte Kunst- händler Paul Cassirer, ist von der Idee seiner Frau ganz eingenommen. Und da muß ich Ihnen doch gleich er- zählen, was Paul Cassirer selbst über seine Erwählung zum Präsidenten der „Sejession“ zu sagen hatte.

Er findet das Aufheben, das seine Erwählung erragt hat, ganz desola- cirt, vor allem findet er, daß die De- batte reichlich verpatet eingestrichelt hat; man hätte sich darüber ereifern können, als er vor zwölf Jahren in den Vorstand der Sejession gewählt worden ist, und zwar mit dem Recht der „Jurierung“ der Bilder. Der Präsident sei nämlich nur „bar inter- pares“, sein einziges Vortrecht bestehe darin, daß bei Stimmengleichheit seine Stimme doppelt zähle und daher entscheidend. Ein solcher Fall, behauptet er, sei innerhalb von zehn Jahren bloß zweimal vorgekommen. Cassirer giebt zu, daß er als blohes Vorstandsmit- glied in der Sejession einen bemerkenswerthen Einfluß ausgeübt hat; dieser Einfluß aber sei eben nur der Persönlichkeit, nicht aber dem Präsi- dentenamt zuzuschreiben. Darin hat er, glaube ich, recht. Und da die Mit- glieder der Sejession, wie alle heu- tigen Künstlervereinigungen, der Idee nicht innerlich abhold sind, mit ihrer Kunst so viel Geld wie möglich zu verdienen, ist es zum mindesten nicht unwahrscheinlich, daß die Mit- glieder der Sejession ein geschäftliches Verhältniß diesem Zweck gütlich sein wird. Cassirer kam dann auf die „Technik“ der Anstellungen zu spre- chen, von der er durch seine langjäh- rigen Erfahrungen sich eine gründ- lichere Kenntniss angeeignet habe, als mande ausgezeichnete Maler sie je er- werben würden. Unabhängig von der Art, behauptete er, müßten die An- stellungen nach einer ganz bestimmten Idee zusammengefaßt werden, wenn sie wirken sollten. Zwischen Künstlern und Ausstellungsgeldgebern bestehe die Möglichkeit einer idealen gemein- samen Erziehung. Letzteres meinte er zum Schluß des langen Vortrags, den er mir hielt, solle er sein Präsidium nicht nur als eine Organisations- station auf Da Weibermann nicht mehr dazu bewegen werden könne, müsse man auf einen jüngeren bedeutenden und durchaus geeigneten Maler warten, und diesem kommenden Manne den Weg zur Präsidenschaft zu ebnen, be- trachte er als seine vornehmste Auf- gabe.

Cassirer ist ein kluger Mann, und

wenn er wirklich so gut präsidirt wie er weise findet, dann darf man der Sejession sogar zu einer vielfach be- mangelten Erwählung gratulieren. In Amerika würde man wahrscheinlich einstimmig sagen: „give him a chance!“

Ein prächtiger musikalischer Genuss ist mir vor ein paar Stunden, am heu- tigen Abend, im Konzerthalle der Hochschule zu theil geworden: da gab Thomas Becham mit seinem Londoner Orchester ein Symphoniekonzert. Das Orchester hatte ich schon durch sein Zu- sammenwirken mit dem Russischen Bal- let einigermassen kennen gelernt, aber der junge Becham war mit mir nur dem Namen nach bekannt. Daß ich sehr viel über ihn gelesen hatte, trug gerade dazu bei, mir eine ganz unklare Vor- stellung von seiner Dirigenten- „Apati- stik“ zu machen. Und als er den Takt- stock hob, die Arme so weit wie mög- lich ausstreckte und mit dem rechten förmlich theatralischen Gesten zu be- zirkeln begann, wurde mir um den Erfolg banane. Wohl mußte man sich sa- gen, diese Orchestration könne rein äußer- lich, könne eine schlechte Angelegenheit sein, brauche also mit der eigentlichen Musikerschaft des Dirigenten gar nichts zu thun haben. Indessen fiel die In- terpretation der Anfangsnunmer, einer Mozart'schen Symphonie, auch nicht so aus, um die einmal erwachten Bedenken zu zerstreuen. Becham nahm seinen Mozart gar zu wenig von der naiven, spielfreudigen Seite, er über- trieb die Mannichbarkeit durch allzu große Mannichfaltigkeit, bespielte brachte er durch allerlei Tempo- Modifikationen ein fremdes, halb modernes, halb sen- tentiales Element hinein, das dem Mozart-Klassiker schiedlich zu Gesicht steht. Gleichwohl erntete das ausge- zeichnete Orchester und der Dirigent auch für diesen etwas verzeichneten Mozart vielen lauten Beifall. Ein Sieg- weis aber noch laute nicht. Man ist eben in Berlin auch höflich, vor allem, wenn so viele Engländer im Saale sind.

Aber dann kam das Programm mit einer Anzahl Werke der jungen eng- lischen Schule, Delius, der geniale, Percy Grainger und Williams kamen diesemal an die Reihe. Und siehe da, der Dirigent schien wie umgewandelt zu sein. Wohl ließ er uns noch man- che Gesen und Forderungen sehen, die zum mindesten nicht notwendig sind, aber wo vorher Absicht und Klugheit die Herrschaft geführt zu haben schienen, trat jetzt der unmittelbare Impuls, die spontane Gefühlsäußerung hervor. Der Dirigent und sein Orchester schien nun erst recht „con amore“ dabei zu sein. Mit Frederick Delius' „Briga- fante“ und „Danke Abschied“ entse- ften die englischen Musiker und ihr Dirigent richtige Ovationen. Ich er- innere mich noch der ersten Berliner „Briga fante“-Aufführung unter Klügel in einem Willkommenskonzert; die damalige Novität wurde mit vorzüglichem Respektbeifall hingenom- men; die meisten Zuhörer hatten sie eben gar nicht verstanden, begriffen aber doch, daß sie sehr schwierig zu spielen ist, und daß Klügel seine Sache gut gemacht habe, müßten sie schon als treue Abonnenten der Philharmonischen Konzerte aus Lokalitätsgründen annehmen. Delius aber hatte durch diese Aufführung in Berlin wohl kaum einen einzigen Freund hinzugewonnen. So, wie nun Becham sie hören ließ, war es unmöglich, ihrem Reiz zu widerstehen; das Publikum jubelte förmlich, wie wenn es eine Offenbar- ung erhalten hätte. Also dieser Be- cham, der seinen Eindruck mit einstu- dierten, in jeder Beziehung übertrieb- nen Bewegungen machen zu wollen schien, ist doch ein ganzes, ein warm- blütiger und verständnisvoller Musi- ker. Und in der That, je wärmer er wurde, je mehr innerlichen Antheil er an seiner Arbeit nahm, desto mehr ver- schwanden auch die übertriebenen ostentativen Arm- und Beinbewegungen; sie wurden mit absozirt von dem intensiven In- teresse, das der Dirigent auf seine Auf- gabe verwendete.

Nachlich so ging's dann mit den übrigen englischen Kompositionen. Das wäre trotz aller Begeisterung des Diri- genten nicht möglich gewesen, wenn die Gaben des jungen Englands nicht wirklich höchst bemerkenswerthe Musik enthielten. Schon nach dieser kurzen Erfahrung möchte ich behaupten, daß die jungen englischen Komponisten auf- gehört haben, ihr Ziel in einer Nach- ahmung des ultramodernen Frankreich zu setzen, daß sie sich selbst gefunden haben. Wie ich wünschte, ein Gleiches erst einmal von den amerikanischen Komponisten sagen zu können. Nun bin ich gespannt auf die Ur- theile der Berliner Presse, die wohl durchgängig keine richtige Vorstellung vom gegenwärtigen hohen Stande der englischen Musikkultur hatte. Und trotz der graulichen Ueberlieferung mit Musik freize ich mich schon auf das nächste Becham-Konzert.

August Spanuth. In der Aneipe. Ost: „Manchmal sieht man den Schneider Dirr jeden Abend hier, manchmal kommt er auch wochenlang nicht!“ West: „Ja, sehen Sie, das liegt an der Witterung, den weiten Weg macht er mir, wenn er den Wind im Rücken hat!“ Es kostet mehr, ein Laster als zwei Rinder zu erhalten.

Der Romantiker.

Von Hermann Horn.

Der Vorsitzende des Schwurgerichts blätterte in den Akten, das man in der häßlichen Fäulnis des großen Saales das harte Papier beängstigend reuchend hörte.

„Angeschlagter, stehen Sie auf,“ sagte er dann, mehr gemüthlich — gewohn- heitsmäßig als sonst.

Dieser mittelgroße Mann mit biesem Gesicht und dunklem Haar stand mechanisch auf und ließ seine tiefste- genden Augen müde und gerichtet über die Richter und die Geschworenen wandern.

„Sie haben,“ fuhr der Richter fort, „studirt, und sind doch ein gebildeter Mann, wenn Sie auch — aus literari- schen Neigungen, glaube ich — nicht lehrer?“

Da der Angeklagte nicht antwortete, schrie der Vorsitzende heftig: „So ant- worten Sie doch, wenn man Sie fragt!“

Aber der Angesprochene raffte sich reich zusammen und sagte kurz: „Das gehört wohl nicht zur Sadel!“ Dann blinzelte er wieder gleichmüthig vor sich hin.

Der Richter, der auf den Verthei- diger sah, befragte sich und sagte: „Sie erschauern sich um uns das Ver- fahren und verstimmen Ihre An- gesichtigkeit, wenn Sie so verstockt sind.“ Darauf fuhr er fort: „Nun, Sie haben kein Gramen gemacht und sind nachher Sekretär in einer Verthei- digungsanstalt geworden. Sie müssen also Ihre augenblichliche Lage so weit überlegen können, denn zurechnungs- fähig sind Sie doch. Oder wollen Sie das Gegenteil behaupten?“ — „Allo Sie wollen nicht?“ — „Dann müssen Sie sich doch sagen, daß es so ziemlich unmög- lich ist, Ihnen zu glauben, wenn Sie sagen, Sie haben jemand ermordet, weil Ihnen sein Gesicht nicht ge- fallen hat. Zudem, wenn der Geübte ein angesehenes Mitglied der bürger- lichen Gesellschaft ist, der aus eigener Kraft zu Vermögen gekommen ist und durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Stadtrath gewählt wurde.“

Da erhob der Angeklagte langsam seinen Kopf. Es schien, daß ein ihm Eigentümliches in ihm lebendig war, denn sein Auge leuchtete sich und er sprach mit einer weichen Stimme, über der ein Schleier zu liegen schien: „Ja, ich habe kein Gesicht gehabt und keine kalte, herglose Stimme, sie haben mich viele Jahre verlegt.“

„Nun,“ sagte der Richter, „Ihrer Frau, die aus unerklärlichen Gründen weiblichen Empfinden die Aussage verweigert hat, haben Sie doch auch Kälte genug gezeigt, und sie hat des- wegen noch lange nicht daran gedacht, Sie umzubringen. Wir werden nach- her aus Zeugnisaussagen erfahren, daß es bei Ihnen zu Hause heftige Auf- ritzte gegeben hat, daß sie die Kerntel- geschlagen haben und sich am liebsten Ihren Pflichten als Familienrathgeber entzogen hätten. Auch Ihren Beruf sollen Sie vernachlässigt haben.“

„Meine Frau störte mich,“ erwiderte der Mann.

„Störte Sie?“

„Hier,“ fuhr der Angeklagte fort, „und glitt unbekümmert mit der Hand über seine Wuth.“

Der Richter flüsterte einem seiner Beifitzer etwas zu, der mit der Achsel zuckte und die Hände tief in die Hosentaschen bohrend, den Angeklagten eif- rig betrachtete.

„Ist sie Ihnen denn eine schlechte Frau gewesen?“ fragte der Staatsan- walt.

„Nein, ich glaube, sie war eine gute Frau, aber sie fragte mich beständig, wolle mich aufmuntern, mit Rath- schläge geben, ließ nichts unangehört in mir, doch zuletzt ihr Gesicht schon mit schmerzlichen und unangenehme Em- pfindungen verurthete.“

„Hätten Sie ihr deswegen wohl auch noch dem Leben trachten können?“ fragte der Vertheidiger.

„Nein.“

„Am Ihnen,“ fragte der Staatsan- walt wieder, „nie der Gedanke, daß Ihre Pflicht vielleicht gewesen wäre, sich mit Ihrer Frau durch ein Ein- gehen auf ihre Wünsche und Fragen in ein gutes Einvernehmen zu setzen?“

„Von Nicht schwächte immer der andere.“

„Nun, der, den ich von der Schule her noch kannte, der — der Ver- storbenen!“ sagte der Angeklagte mit seiner weichen Stimme.

Da ließ der Staatsanwalt ein lang- gehaltenes So — vernehmen und durch das anwesende Publikum ging ein leises Rausen.

Nun kam die mit lebhafter Span- nung erwartete Zeugin, deren Liebhaber der Angeklagte mit mehreren Messer- stichen getödtet hatte. Sie war eine untersekte Frau, An- fang dreißig, von jener weichen Ueppigkeit, die schon die Formen ein wenig verquollen hat. Ihr Gesicht war breit und von tiefschwarzen, glän- zenden Haaren umrahmt. Die Augen und der Mund beherrschten es. Der Mund war groß und roth, und seine starke Oberlippe bog sich in sanften Schöpfung nach oben, der in eindring- lichen, dunklen, schmerzlichen Winkeln der Wangen verlief; und die Augen waren groß und braun über der glat- ten und breiten Nase, und jeden Augenblick schien ein Weinen oder Lachen aus ihnen hervorbrechen zu wollen. Der Vorsitzende des Schwurgerichts

hätte der Zeugin den Eid abgenommen und stellte sein Barett wieder neben sich auf den Tisch, gleichseitig hielt er Stühlerchen vom Kermel seiner schwar- zen Robe mit dem Finger wegnühend.

„Nun, Frau Jäger, was wissen Sie aus von der That zu erzählen?“

Die Frau sprach mit einer leisen ge- drückten Stimme: „Ich habe doch schon gesagt, daß ich überhaupt von dem Un- glück erst am anderen Morgen erfahren habe!“

„Schön, aber Sie hatten doch ein Verhältnis mit Herrn Stadtrath Schloffer, trotzdem Sie verheiratet sind.“

„Ja!“

„Die Zeugin liegt infolge dessen mit ihrem Mann in Scheidung,“ richtete der Vorsitzende das Wort an die Ge- schworenen, die dazu mit dem Ange- klagten freundlicher Schonung nickten — „oder sind Sie schon geschieden?“

„Hier erwiderte die Zeugin wieder: „Ja!“ Aber nun schien sie freier zu sein.

„Sie waren am Abend der That mit dem Ermordeten in einem kleinen, ent- legenen Cafe in einem Extrazimmer, trennten sich um 10 Uhr von ihm und gingen nach Hause. Einige Minuten darauf fiel der Angeklagte über den ruhigen Weges gehenden Herrn Schloffer her und ließ ihn den Dolch, der dort auf dem Tische lag, meuch- lings von hinten mehrmals mit aller Wucht in den Rücken. Wir wissen nun, daß Sie sofort nach Haus gingen, der Angeklagte ist ja auch bei der Leiche —“

„ergriffen worden. Was wir von Ihnen wissen möchten, ist nur, ob Sie vielleicht auch zu dem Angeklagten in einem Verhältnis, also in einem Liebesverhältnis, standen?“

„Uebellegen Sie sich wohl Ihre Aussagen,“ fuhr der Vorsitzende nach einer kleinen Pause fort. „Wenn Sie sich etwas selbst belasten sollten, selbst wenn der Angeklagte im Einverneh- men mit Ihnen gehandelt haben sollte, brauchen Sie nichts zu sagen; aber im übrigen müssen Sie die reine Wahr- heit sagen, denn Sie haben bei Gott dem Allmächtigen geschworen.“

„Ich habe kein Verhältnis mit dem Angeklagten gehabt,“ sagte die Zeugin leise mit niedergeschlagenen Augen.

„So?“ fragte der Richter. „Wir werden aber nachher Zeugen bringen, die das Gegenteil davon beweisen werden!“

Da schlug die Frau verwirrt die Augen auf und stammelte: „Ja?“ — „Dann starrte sie die Richter mit großen Augen an und die Thränen rannen ihr still die Wangen hinunter.“

„Das ist schon — da war ich ja noch ein ganz junges Mädchen!“

Der Angeklagte hatte, seit die Zeugin eingetreten war, ununterbrochen jede ihrer Bewegungen verfolgt und die ganze Zeit mit einem stillen, gestäut- igten Lächeln dagelesen. Nun erhob er sich rasch und sagte: „Ich möchte das erklären!“

„Schweigen Sie,“ schrie ihn der Richter auf dieses an. „Sie wollen der Zeugin eine Aussage in den Mund legen!“

Aber der Angeklagte erwiderte da- rauf mit einer unsäglichen Verzückung: „Habe ich einen Augenblick versucht, mich zu verteidigen?“

„Gefährd das Seltsame, daß Rich- ter, Staatsanwalt und Vertheidiger betroffen ihre forensische Routine ver- gassen und sich vor dieser einfachen Wahrheit beugten.“

„Gut,“ sagte der Vorsitzende nach einer kleinen Pause, „wollen Sie eine Mitteilung über die Motive Ihrer That machen?“

„Ja.“

„Ich weiß nicht,“ sagte der Ange- klagte, und maß die Richter hoch- müthig, „ob Sie das verstehen werden, was ich vorzubringen habe, aber so ist es, und es soll mir lieb sein, wenn es Frau Jäger auch hört.“

„Es ist allerdings eine Thatfache, daß ich ein Verhältnis mit Frau Jäger hatte, aber das ist sehr lange her. — Ich war damals noch nicht einmal Student, und sie war noch bei ihrem Vater, der eine große Wäberei hatte.“

Am jenem Abend, das weiß ich, fiel sie in die Sänglinge dieses schwachen Trapses, dieses Herrn Stadtrath's, dessen Worte sie für Erläuterung hielt in ihrem Zimmer; und der sie doch nur anstrahlte wie ein Dampf, weil er blutlos geworden war in seiner schwachen, papierernen Einsamkeit!

In mir aber waren ihre Augen ange- zündet bei Nacht. — Ich lag und holte mir alles, was ich wollte, von ihr, ihren weichen Kaden, ihr Grün- lichen am Kinn, ihre zarten Lippen, das Lächeln an der runden Stirn, das stille Lachen, das Vertrauen und die sanfte Treue — das alles drängte wie eine gewaltige, wandelnde Mauer alles, was schwach und klein und er- kümmerlich machte, in dunkle Winkel, und ein stiller Dom war in mir. Der Dom aus ihr gebaut und war wie ein Dom und doch lebendig wie der Him- mel und fruchtbar wie ein Garten, in dem es föhlich war, sich zu ergehen.

Da schlug ich mein Weib, ihr Herren, denn ich hatte Angst um diesen stillen Dom und Garten, den sie ge- schieden wollte. Aber ich ward fröhlich und heiter wie ein Kind.

In dieser meiner heiteren Unschuld traf ich sie das zweitemal an jenem Ort, wo sie zuletzt mit jenem — zu- sammen war. Sie sah mich, aber sie wandte den Blick von mir und buckte sich wie geschlagen, und sah mich viel- leicht doch nicht.

Das war ein Sommer, der mich ger- trümmerte! —

Ich ging vorbei und schlich zurück über einen kleinen Garten, in dem die Erde schwarz und feucht und locker war.

Da sah ich sie durchs Fenster, an einem Tisch den Kopf in die Arme ge- stützt, und sie weinte. Und vor ihr ging der andere mit seinem ge- schnittenen Holzpuppengesicht, seinen kleinen Augen, die hin und her gingen wie die eines Vogels, und rechnete an den Fingern, und sein Mund schwaigte und schwaigte. Und dann ging er hin und schlug ihren Nasen, streifte über ihre Haare und ich sah, wie sie darüber meinte; weil sie geglaubt hatte, er liebe sie, wie sie mich wieder gesehen hatte. Und weil sie dol- derer Sehnsucht gewesen war und voll Trauer, und nun trocken war.

Da sank ich zurück in die weiche Erde, und ich fühlte, wie sie wieder meine Schmerzen trank. Ja, auch sie hatte jenen heiligen Dom in ihrer Brust errichtet, und er tramelte wie ein fäh- liches Ueber über all das feimende Le- ben, über ihres und über meines!

Und als ich aufstand und nichts von ihr wußte und nichts von ihm, und langsam Schritt vor Schritt vor mich hinging, wie ein getroffenes Thier, da sah ich ihn plötzlich vor mir gehen. An seinem Kaden erkannte ich ihn, der schon in der Schule gemein und lustig gewesen war, der voll Falten ge- worden und an dem die gelben Haare borstig herunterhängen.

So selbstgefällig wiegte er sich, der Schalk!

Da zog ich jenes Messer dort und stieß — und stieß —

Und als dies Puppengesicht am Boden lag, da war mir wieder frei und leicht — und ich weiß es auch, ihr — auch ihr — wurde es wieder frei und leicht — und ich lächelte.

Bei dieser ganzen, langen Rede hatte ich die Zeugin Jäger mit weitaufer- rissenen Augen, voll Spannung und Entsetzen angeschaut. — Oben auf der Galerie des Zuschauerraumes aber er- hob sich, als er verlegt war, wie eine rausch aufgesprungene Quelle, plötzlich laut hinausflüschend eine schwarz verkleidete Dame, in der jeder die Frau des Angeklagten erkannte, und drängte aus dem Menschengemisch nach dem Ausgang. Wie blind streckte sie die Arme vor sich.

Da schüttelte der Angeklagte die er- hobene Hand nach dieser Frau und rief schmerzlich nach ihr hinauf: „O Du — o Du!“

Dann sank er in sich zusammen und brach in ein heißes, leises Schluchzen aus.

Es war lautlos im Saal, nur dieses heisse Weinen töhnte auf.

Und lange dauerte es, ehe das Leben wieder leise plätschernd in die herkömmliche Form schlagen konnte. In diesem Falle war es der Staats- anwalt, der vor dem mangelnden Licht und Selbstbeherrschung sprach, über die eine romantische Veranlagung nicht hinwegtäuschen konnte, und die eine Gefahr für das öffentliche Leben be- deutete.

Malitios.

A.: „Und über Sie enthalte ich mich jeglichen Urtheils, aber Geban- den sind tollfrei.“

B.: „Natürlich; aber was sollte an Ihren Gebanden auch Werthvolles zu verzoßen sein?“

Leidensgenossen.

Ein Pantoffelfeld zum anderen, als in der Menagerie eine Klapperschlange vorgeführt wird: „Ach, komm doch, so was haben wir zuhause!“

Er weiß Bescheid.

Gauner: „Der Vertheidiger wird umfonkt gestellt; man, ein bezahlter würde sich halt auch „umfonkt“ hin- stellen!“

Bergwinter in der Schweiz.

Aus der Schweiz wird geschrieben: Auf den Höhen herrscht seit vielen Tagen wundervolles Wetter. Das ganze Alpengebiet strahlt Tag für Tag im herrlichsten Sonnenglanz, während im Thale und auf der schneebedeckten Höhe ein dichtes Nebelmeer lagert, aus dem die Höhen von etwa 800 Metern und darüber wie Inseln herausragen. Der Himmel über dem Nebelmeer ist klar und wol- lenlos, und Rechts genieht man ein Sternengefühl wie in hellen Früh- lingsnächten. Dabei ist die Tempera- tur auf den Höhen viel milder als unter dem Nebel im Thal; auf dem Nig und dem Pilatus, also auf Höhen um die 2000 Meter herum, steht die Temperatur bei Sonnenaufgang nur wenig unter Null, und im Schatten während des Tages sogar über dem Gefrierpunkt. Am 8. ds. zeigte das Thermometer Mittags 1 Uhr auf Nig-St. Moritz 2 Grad, in St. Moritz 1 Grad, auf dem Gotthardspiz — 1 Grad, während zu gleicher Zeit Biri- rich — 3 Grad und Bern — 4 Grad anwies. Ueber Mangel an Schnee hat man sich in diesem Frühwinter im Gegenfall zu den letzten Jahren nicht zu beklagen. Es liegt auf dem ganzen Nordhang des Alpengebietes eine köstliche Schneedecke, die dem Rodler und dem Skifahrer genügt. Der Nig meldet 10cm Schnee, Ramos 15, das Engadin 50 bis 60. Auch auf den Höhen des Juras liegt der Schnee einen halben Meter hoch. Das Gotthardgebiet ist be- sonders schneereich aus Andermatt wird eine Schneehöhe von 80 Cm. gemeldet, und auf dem Gotthardspiz liegt der Schnee anderthalb Meter hoch. Dagegen ist dies Jahr die Süd- flanke des Gotthard schlechter mit Schnee bedekt. Es ist sonst umge- kehrt: Nord ist in der Regel mehr Schnee als Südflanken, und das tessi- nische Bedrettothal, das sich von Airolo nach gegen den Stufenpass hin- zieht, gilt als schnee- und lawinen- reichste Thal der Schweiz. Es fallen dort oft ganz ungläubliche Schneesum- men, und die Bedrettothaler Ofpass, Fontana, Villa und Ronco sind oft wochenlang von jedem Verkehr mit Airolo und damit von der Außenwelt abgesperrt. Außerordentliche Schneemengen werden auch vom großen St. Bernhard gemeldet. Die Schneehöhe betrage dort oben um das Spiz her- um 385 Cm., und man habe diesen Winter schon Temperaturen von 18 Grad unter Null gehabt. Trotzdem haben im Laufe des Monats Novem- ber noch 204 italienische Arbeiter den großen St. Bernhard passirt; einer sei allerdings mit erfrorenen Händen und Füßen angekommen. Trotz der Eröffnung der Simplonbahn wird der große St. Bernhard auch im Win- ter noch viel von italienischen Arbeitern überföhren, die sich bei ihrer be- kannten Sparfamkeit das Geld für die Eisenbahnfahrt ersparen wollen. Man- cher begnügt sich mit dem Tode oder mit erfrorenen Füßen. Auf dem Sants, 2500 M., liegt der Schnee 249 Cm. hoch. Die Frau des Wetterwarts, die auch dort oben überwintert, war lehtlich schwer krank, und es war keine leichte Sache, ihr in die winterliche Einsamkeit hinauf ärztliche Hilfe zu bringen. Aber ein tapferer Arzt hat es doch gewagt.

1) Eine dreiprozentige „Solu- tion“ (auf 97 Theile Wasser 3 Theile Saliol); letzteres ein Saliol- Präparat aus der Apotheke.

2) Gurgel- und Mund- wasser gegen schlechten Geruch: 8 Theile Chloralkal in 100 Th. (also 20mal soviel) Wasser aufgelöst, abge- kühlt und gefeilt, dann mit 50 Th. feinstem Honig vermischt.

3) 1 Unze Quillquarinde wird in 1/2 Pfd. Wasser und 1/2 Pfd. Weingeist zerlassen lassen, dann filtrirt und eine halbe Unze Glycerin zugesetzt. Diese Mischung wird mit Pfefferminzöl par- fümirt.

4) Abfud von Salbeilblättern, etwas Borax und Myrrhen — Tintur.

5) In eine größere Flasche, die 1/2 Pint Wasser enthält, thut man 2 Gramm Tannin und 2 Gr. Zymol; in eine kleinere Flasche 1/2 Unzen besten Spiritus und 2 Gr. Pfefferminzöl. Beides läßt man drei Tage stehen. Dann thut man den Inhalt der kleineren Flasche in die größere — die natürlich noch genügend Platz dafür haben muß, — schüttelt alles gut durcheinander und nimmt von der Mischung einen Theelöffel auf ein Glas Wasser, 30 Gramm = 1 Unze.

Mittel für weiches Hü- nec auge. 1) Ein sehr gutes Mittel soll das folgende sein: Man reibe die Hüneraugen tüchtig mit Salzwafler ein, so find sie in acht Tagen verschwunden. Auch gegen Wargen soll Salz mit feingehabten weissen Rüben gemischt, vorzüglich sein.

2) Man wasche des Abends den Fuß mit lauwarmem Wasser; des Morgens vor dem Aufstehen lege man ein ganz feines Lappchen auf, weicher Leinwand (von alten Taschentüchern) zwischen die Beine, wo das Hünerauge ist. Seht man dies fort, so hört sehr bald der Schmerz auf und das Hünerauge fällt ab.

3) Da bi-je weichen Hüneraugen von Feuchtigkeit herrühren, so muß man alles thun, um diese zu vermei- den. Die Füße werden täglich in Boraxwafler gebadet, und am Morgen legt man zwischen alle Beine etwas Seidenpapier. Das hilft.